

Er sprach mit Freiern über Verhütung und setzte sich für Kondome in Gefängnissen ein

Pionier der Berner Aids-Hilfe Peter Briggeler war dabei, als Aids die Schweiz erreichte. Im Kampf gegen das Virus brach er Tabus. Jetzt wird er pensioniert – und blickt zurück auf einen Beruf zwischen Leben und Tod.

Simone Klemenz

Peter Briggelers Arbeit in Bern drehte sich stets um das Brechen von Tabus. In Gefängnissen setzte er sich dafür ein, dass Kondome und Gleitmittel aufliegen. Mit Freiern sprach er darüber, wie wichtig es ist, sich regelmässig auf sexuell übertragbare Krankheiten testen zu lassen. Er sorgte dafür, dass Drogenabhängige zu Informationen und sauberen Spritzen kommen. «Ich war an den Rändern der Gesellschaft unterwegs», sagt er in seinem Büro im Monbijouquartier.

Fast 30 Jahre lang hat Peter Briggeler für die Aids-Hilfe Bern gearbeitet. Jetzt wird er pensioniert. Er hat in Bern eine Zeit mitgeprägt, in der sich Aids von einer tödlichen in eine gut therapierbare Krankheit gewandelt hat. In der erstmals offen über Sex gesprochen wurde. In der sich Vorurteile gegenüber Infizierten jedoch hartnäckig gehalten haben.

Bis heute zirkuliert das Human Immunodeficiency Virus – kurz HIV – in der Gesellschaft. Übertragen wird es bei ungeschütztem Anal- oder Vaginalsex, bei Drogenkonsum mit geteilten Spritzen oder in der Schwangerschaft sowie Stillzeit von Mutter auf Kind. Das Virus ist jedoch weitgehend aus unseren Köpfen verschwunden – weil seine Begleiterscheinungen unsichtbar geworden sind.

In Peter Briggelers Büro liegt ein Dildo in einer Schale. In Boxen stapeln sich Kondome. Eng, extragross, mit Erdbeergeschmack. Ohne die Erfindung des Kondoms hätte er seinen Beruf in der Präventionsarbeit wohl ganz anders ausüben müssen. Anlässlich seiner Pension schaut er zurück.

Ein Virus verändert die Welt

Anfang der 80er-Jahre tauchen erstmals Berichte über eine rätselhafte Krankheit auf. Kliniken füllen sich mit Menschen jeden Alters, deren Immunsystem völlig zusammengebrochen ist. «Die 80er- und 90er-Jahre waren die emotionalste Zeit meines Le-



Für Peter Briggeler beginnt nach 30 Jahren Präventionsarbeit nun ein neuer Lebensabschnitt. Foto: Franziska Rothenbühler

bens», sagt Briggeler. Als er seine Stelle im Jahr 1996 antritt, hat sich das Virus längst Freunde und Bekannte von ihm geholt. Im Jahr 2000 wurde in der Schweiz die Grenze von 5000 Aidstoten überschritten.

Peter Briggeler feiert in den 80er-Jahren regelmässig im Berner Ursus-Club. An der Junkerngasse fanden Partys für ein homosexuelles Publikum statt. «Aids hat die Szene völlig aufgemischt», sagt er. Die Angst vor dem Unbekannten habe stets zirkuliert.

1983 wird HIV als Ursache von Aids zum ersten Mal nachgewiesen. Unbehandelt schwächt HIV das Immunsystem derart, dass die körpereigene Abwehr nicht mehr funktioniert und es zum Ausbruch von Aids kommt. Weil zu Beginn primär Männer, die Sex mit Männern haben, betroffen sind, ist bald abschätzig von einer «Schwulenpest» die Rede.

«Es kursierten wilde Theorien», sagt Briggeler. «Umso zentraler war es, die wahre Ursache von Aids zu kennen.»

Briggeler verbindet diese Zeit mit allen möglichen Emotionen: «Aids hatte etwas Numinoses an sich.» Trotz der Einschränkungen, die HIV brachte, bedeutete Bern für ihn aber vor allem auch: Freiheit.

Peter Briggeler: Der erste Mann, der sich outete

Aufgewachsen ist er, der heute in Bümpliz wohnt, im Oberwalliser Vispental. Mit 13 Jahren wusste er, dass er schwul ist. Er war der erste Mann im katholischen Dorf, der sich outete. «Während einer Partynacht küsste ich auf dem Dorfplatz innig einen Mann.» Am nächsten Morgen wusste das ganze Dorf Bescheid.

Seine Mutter habe Rat beim lokalen Priester gesucht. «Plötzlich

war der Peter, der eigentlich gut integriert war, schwul.» Briggeler hofft, dass durch sein Outing Vorurteile abgebaut werden konnten.

Eine Zukunft sah er für sich im Wallis aber nicht. Behalten hat er nur zwei Dinge: die Liebe zu den Bergen und seinen Oberwalliser Dialekt. «Auch die Familie ist mir nach wie vor wichtig.»

In Bern begann für Briggeler ein neues Leben. Er liess sich zum Sozialarbeiter ausbilden und fand Zugang zur Schwulenszene. 1986 zog die Aids-Hilfe Bern nach langer Suche in fixe Büroräumlichkeiten in der Länggasse. «Vierorts war man unerwünscht», schreibt die ehemalige Geschäftsführerin Béatrice Aebersold in einem persönlichen Rückblick.

Im Folgejahr singt Polo Hofer «bim Sytesprung im Minimum e Gummi drum». Mit der «Stop Aids»-Kampagne gerät das Kondom als Schutz gegen das Virus

in den Fokus. Aids habe neben all dem Leid auch Gutes gebracht: «Wir haben endlich angefangen, über Sex zu reden.»

HIV ist kein Todesurteil mehr

Das Jahr 1996 beinhaltet nicht nur Briggelers Start bei der Aids-Hilfe Bern, sondern auch einen medizinischen Durchbruch: Dank der neuen hochaktiven antiretroviralen Therapie können die Folgen einer HIV-Infektion erstmals unterbunden werden.

Ab sofort ist HIV kein Todesurteil mehr. «Ich habe Menschen begleitet, die zum Sterben bereit waren», sagt Briggeler. Und plötzlich stehen ihnen die Türen zum Leben wieder offen.

Allerdings ist die Therapie zu Beginn mit dem täglichen Einnehmen von bis zu 30 Tabletten verbunden. «Die Nebenwirkungen waren extrem.» Und: Die

medizinischen Fortschritte führen zu mehr Nachlass, was Kondome anbelangt. Die Fallzahlen an anderen sexuell übertragbaren Krankheiten wie Syphilis, Gonorrhoe und Chlamydien beginnen zu steigen, was die Präventionsarbeit von Peter Briggeler breiter macht. Bis heute setzt sich dieser Aufwärtstrend fort.

Alte Bilder von HIV halten sich hartnäckig

In der Schweiz leben derzeit schätzungsweise 17'600 Menschen mit HIV. Pro Jahr kommen durchschnittlich 300 Neuinfektionen dazu, wie Zahlen des Bundesamtes für Gesundheit zeigen. Zum Vergleich: Im Peak-Jahr 1986 waren es 3251. Das Virus kann unterdessen so behandelt werden, dass die Viren nicht weitergegeben werden können. «Betroffene, die von ihrer Krankheit wissen und sie behandeln, können ein normales Leben führen», sagt Peter Briggeler.

Trotzdem würden viele Nichtbetroffene noch «in alten Bildern leben», was nach wie vor zu diskriminierendem Verhalten gegenüber Menschen mit HIV führe. Briggeler erinnert sich an einen Fall, bei dem die Spitex einen Mann mit HIV nicht behandeln wollte.

Er geht nun in einer Zeit in Pension, in der sich die Weltgemeinschaft bis 2030 ein Ziel gesetzt hat: 95 Prozent aller HIV-Infizierten sollen ihre Diagnose kennen, 95 Prozent davon eine Behandlung erhalten und 95 Prozent eine Viruslast unter der Nachweisgrenze haben. «Dieses Ziel ist nun aber gefährdet», sagt Briggeler. Weil der US-Präsident zahlreiche Kürzungen ausgesprochen hat, die der Eindämmung von HIV nicht dienen.

Die Geschichte des Virus ist nicht abgeschlossen. Im Gegensatz zu jener von Peter Briggeler bei der Aids-Hilfe Bern. Möglichst ohne grossen Aufruhr will er, der nicht gern im Mittelpunkt steht, seinen neuen Lebensabschnitt beginnen. «Ich will keinen Plan. Ich will mich langweilen», sagt ein Mann, dessen Berufsalltag von einem Virus diktiert worden ist.

Junge Füchse tolen auf der Wiese im Berner Mattequartier

Jöö-Moment in der Altstadt In der Nähe der Aare hat sich eine Fuchsmutter mit ihren Jungen einquartiert.

Die jungen Füchse tapen aus dem Bau. Zuerst wagen sich die zwei grösseren. Der eine hat eine weisse Rutenspitze, der andere ganz dunkle Vorderpfoten. Die beiden sondieren, ob die Luft rein ist. Ja, sie haben die Wiese für sich. Also los, die kleineren hinterher, ab ins Freie.

Leute lockten mit Essen

Diese Anekdote erzählt eine Anwohnerin im Berner Mattequartier am Telefon. Von ihrer Terrasse sieht sie den Spalt im Holz, der zum Rückzugsort der jungen Füchse führt, und beobachtet sie manchmal auf ihrer Erkundungstour am Nachmittag. Da-

mit Neugierige den Fuchsbau nicht überrennen, wird der genaue Ort hier nicht genannt.

Vor drei Wochen habe sie die jungen Tiere das erste Mal erblickt, sagt die Frau. «Die Anwesenheit der Familie hat sich im Quartier herumgesprochen.» In der Nähe des Baus blieben immer wieder Leute stehen, manchmal drei, manchmal zwanzig.

«Die jungen Füchse lassen sich davon nicht beirren und spielen ausgelassen auf der Wiese, wie junge Kätzchen.» Einmal fing einer der älteren eine Maus. Alle rangelten darum – bis der Jäger, die Maus im Maul wie eine Trophäe, im Bau verschwand.

Vor zwei Jahren habe sich an diesem Ort schon mal eine Fuchsmutter mit ihren Jungen einquartiert, erinnert sich die Anwohnerin. «Ein paar Leute wollten die Füchse streicheln und lockten sie mit Essen an.»

Vom Füttern raten Expertinnen und Experten jedoch strikt ab. Laut dem Projekt Stadtwildtiere Bern können die Tiere dadurch ihre natürliche Scheu verlieren und aufdringlich werden. «Halbzahme Füchse müssen in Städten meist geschossen werden.» Denn es könne sowohl für Mensch wie für Tier zu gefährlichen Situationen kommen. In der Stadt hat es laut dem kantonalen Jagdinspek-



Ein junger Fuchs unterbricht kurz das Spielen mit seinen Geschwistern. Foto: Michael Feller

torat rund 300 bis 500 Füchse. Die Population sei «stabil», es gebe kein übermässiges Vorrücken des intelligenten Tieres.

Mit Wasser verscheuchen

«Uns hat der Wildhüter geraten, die Füchse mit Wasser zu verscheuchen, falls sie zu nahe zum Haus kommen», sagt die Matte-Anwohnerin. Bis jetzt sei das aber nicht nötig geworden.

Sie komme den Tieren denn auch nicht zu nah, sagt sie. Seit 1999 gilt die Schweiz zwar als tollwutfrei. Und mit dem Fuchsbandwurm stecken sich laut dem Bundesamt für Gesundheit jährlich zwischen 10 und 20 Men-

schen an. Aber «man weiss ja nicht, was die Füchse für Ungeziefer und Krankheiten haben».

Die Anwohnerin und ihre Familie beobachten die Kleinen also weiterhin aus der Ferne. Bei Dämmerung kommt dann deren Mutter «mit der Schnauze voller Fressen». Pizza, Brot, Salat. Alles Mögliche. Vor dem Bau liegen leere Verpackungen, etwa von Wienerli, herum. Am Anfang seien jeweils sechs junge Füchse aus dem Bau gekrochen. «Mittlerweile sind es nur noch fünf.» Sie hofft, dass keines gestorben ist. «Aber das wäre halt die Natur.»

Sabin Gfeller